

Einleitung.

Fritz Reuters größtes, d. h. umfanglichstes und zugleich bestes Werk ist „Mit mine Stromtid“, das zuerst 1862—64 in drei Bänden erschien. Es ist „ein großartiges Gemälde norddeutschen Volkslebens“, das Reuters Namen nicht nur durch ganz Deutschland trug, sondern ihn sogar zu einer Weltberühmtheit machte. Ja, „Reuters Stromtid hat der niederdeutschen Sprache, der niederdeutschen Denk- und Gefühlsweise ein Terrain erobert, wie es sich die kühnsten Idealisten dieser Richtung nimmer träumen ließen“ (Ebert S. 274). Schon 1869 wurde das Werk von einem Pastor Boß unter dem Titel „Landmannslied“ ins Dänische übersetzt. Eine Übersetzung ins Lettische erfolgte 1878 durch Deubner in Riga.

Der Name „Mit mine Stromtid“ wurde von Reuter gewählt, „wil dat de Hauptsak tau de Tid passiert was, as if Strom was“. „Strom“ ist nach Reuters eigener Erklärung in einem Briefe an Julian Schmidt vom 26. März 1862 (bei Gaedertz, Fritz Reuter-Reliquien S. 129) „Spitzname für Landmann“. Eigentlich bedeutet es aber einen, der sich umhertreibt, und ist dann scherzhafte Bezeichnung für einen angehenden Landwirt, jungen Wirtschaftler, Wirtschaftseleven, Volontär geworden.

In demselben Briefe spricht sich Reuter auch über die Tendenz des gerade in Arbeit befindlichen Werkes aus: „in welchem ich an bestimmten Typen unjers landwirtschaftlichen Lebens eine Schilderung der Hauptart in meinem Vaterlande veruchen werde. Das Ding soll in der politisch

unschuldigen Zeit vor 48 beginnen und zum Schluß dies verhängnisvolle Jahr als Hintergrund erhalten. — Fürchten Sie jedoch nicht, daß ich mit Freiheitsphrasen, Barrikadenkämpfen und halbverdauten politischen Ansichten ins Gehirn gehen werde; ich denke, mir bei dem allerdings teilweise beabsichtigten tragischen Ausgang der Geschichte den Humor zu bewahren und den höchst peinlichen Unverstand der damaligen Zeit, sowie auch die feige Nachgiebigkeit der andern Seite durch denselben genießbar zu machen.“ Und in der Tat, die Charaktere, vor allen Bräsig, in den Neuter manches von seiner eigenen Persönlichkeit hineingelegt hat, machen neben den Episoden den Hauptreiz der Dichtung aus; die Komposition ist dagegen recht locker. Deswegen spricht Slagau (2. N. S. 324) dem Werke die Benennung „Roman“ ab: „Der Haupteinwurf richtet sich gegen die Komposition, die der Einheit und Geschlossenheit entbehrt. Die Geschichte umfaßt zwei Generationen, Eltern und Kinder; zieht sich von 1829 bis 1848 hin, und das Schlußkapitel, welches wieder fünfzehn Jahre später, 1863 spielt, führt auch noch die kleinen Enkel vor. Bräsig ist die Hauptperson, aber neben ihm gibt es noch eine Schar von Leuten, die alle gleich großes Interesse beanspruchen, die vollste Teilnahme erregen. Eine eigentliche Handlung fehlt; statt dessen werden die Erlebnisse und Schicksale zahlreicher Personen erzählt, die zum Teil miteinander nur in lockerer Verbindung stehen. Mithin kann „Ut mine Stromtid“ nicht gut ein Roman genannt werden: es verstößt zu offenbar gegen den Kanon dieser Dichtungsart.“ Demgegenüber sieht neuerdings Paul Vogel (S. 16) das Haupterfordernis eines guten Romans, die Einheit eines alles beherrschenden Gedankens, erfüllt und hat sich bemüht, einen künstlerischen Aufbau kapitelweise darzulegen, obwohl er selbst zugibt (S. 20), daß „Ut mine Stromtid“ einen ausgeprägt psychologischen Charakter habe und demgemäß in erster Linie

durch Darstellung und Entwicklung von Persönlichkeiten die Grundidee vorführe. Die letztere aber erblickt er (S. 17) in der „Überwindung und Versöhnung der ständischen Gegensätze innerhalb der menschlichen Gesellschaft auf dem Boden der reinen Menschlichkeit und durch allseitige tüchtige Arbeit“, weshalb er die Dichtung genauer als einen echt sozialen Roman (S. 18) bezeichnet.

Mit Recht betont Paul Vogel gleich im Eingange seiner ästhetischen Erläuterungen (S. 1), daß Reuters „Schriften — bei aller scharfsausgeprägten Abneigung gegen unduldsame Gläubigkeit, gegen Frömmerei — von echt christlichem Geiste durchweht sind.“ Das wurde anfangs von orthodox-protestantischer Seite nicht zugegeben. Hierauf bezieht sich folgende Stelle in einem Briefe Reuters an Gisbert Frhr. v. Vinke vom 10. Februar 1868 (Neue Volksausgabe VIII 337): „Vor einigen Tagen habe ich eine rechte Freude gehabt; denke Dir! von allerkatholischster Seite aus Münster hat der dort erscheinende literarische Handweiser (redigiert vom Pfarrer Hülskamp) eine außerordentlich günstige Rezension meiner Schriften gebracht, mir zugesandt und mit einem sehr freundlichen Briefe begleitet (d. h. der Pfarrer — nicht der Handweiser). Diese Anerkennung von katholischer Seite ist mir um so wertvoller, als die Evangelischen oder — wie bei uns die Leute sagen — die Evangelisten anfangen, Hengstenberg an der Spitze, mich als Heiden zu denunzieren.“ Die „Evangelische Kirchenzeitung“ (Hengstenbergischer Richtung) hatte sich nämlich in einem langen Artikel mit den „ästhetisch-sittlichen Mängeln“ der Reuterschen Poesie beschäftigt. Da hieß es: „Neuter kennt das Christentum nicht, und kann daher das Volk in seinem innersten Kern nicht verstehen; denn der rechte Kern unsers (des niederdeutschen) Volkes ist eben kein anderer als das Christentum selbst. . . Was Neuter Pietismus nennt, das ist in Wahrheit nichts anderes als das Christentum

selbst, wie es sich, allerdings hier und da mit etwas Pietismus tingiert, bei unseren lieben Märkern, Pommern und Mecklenburgern findet, nämlich bei denen, die überhaupt ihr Christentum noch nicht ausgezogen haben.“ Hiergegen nahm unsern Dichter zuerst sein Freund Ludwig Reinhard (Römische Spaziergänge, 2. A. 1867 S. 51 ff.) in einem besonderen Kapitel in Schutz. Dann trat aus den Kreisen der protestantischen Geistlichen selbst der Erfurter Pfarrer Dr. Bärwinkel mit einem 1876 im Druck erschienenen Vortrag „Über den religiösen Werth von Fritz Reuter's „Ut min Stromtid“ für Reuter ein. Derselbe nennt S. 9 f. die Stromtid einen echten Volksroman, in dem sich Reuters hervorragende Talente am allseitigsten offenbaren. „Hier spricht zu uns eine von Liebe getragene Bekanntschaft mit den Leiden und Freuden des Dorf- und kleinen Stadtlebens, hier leben wir uns völlig hinein in jene kleine Welt, die er uns schildert, und die in ihrer schlichten Einfachheit so viel Anziehendes bietet. Und darüber ist ein so lebenswürdiger Humor ausgegossen, daß wir aus dem Lachen kaum herauskommen, ohne daß jemals irgend eine bittere Bemerkung vorkommt, durch die wir uns verletzt fühlen könnten, und ohne Anstoß nehmen zu müssen selbst an den derberen Zügen seiner Schilderungen. Was aber dem Werke seinen höchsten Wert verleiht, ist die tiefe, sittlich-religiöse Grundlage, auf dem das Ganze ruht. Das tritt schon in der Fabel des Romans selbst hervor. Es geht darin so zu, daß schließlich ein jeder das Ziel erreicht, dessen er sich selbst wert gemacht hat. . . . Da haben wir zunächst zu konstatieren, daß von keiner Seite ein Angriff gegen die Religion und ihre Wahrheiten versucht wird. . . . Die guten alten kirchlichen Sitten werden nicht bloß respektiert, sondern mit Liebe gepflegt. . . .“ Dann wird im einzelnen die Stellung der Hauptpersonen zur Religion und zur Kirche beleuchtet. „Die religiöse Weltanschauung, die uns im Roman entgegen-

tritt, ist im allgemeinen die eines gesunden religiösen Optimismus, der fest daran hält, daß Gott im Regimente sitzt und alles wohl lenket; der darum weder in unnützen Klagen über das Verderben der Menschen und die schlechten Zeiten sich Lust macht, noch im Unglück verzagt, sondern mit Gottvertrauen immer wieder an die Aufgaben des Lebens geht, dessen gewiß, daß Gott es dem Aufrichtigen schließlich doch gelingen läßt.“ Das wird dann wieder im einzelnen nachgewiesen. Im weiteren verweilt der Verfasser besonders lange beim Gebet, das für den Dichter eine große Bedeutung habe. „Es gibt wohl kaum irgend einen anderen Roman, der in so zarter Weise vom Gebet und von Gebetserhörungen spricht. . . . Eine wahre Apologie aber für Gebetserhöhung bietet uns das Gebet Agels.“ . . . „Folgt so der Dichter der christlichen Glaubenslehre sozusagen unbedingt durch den ganzen ersten Glaubensartikel, so ist das nicht in gleichem Maße der Fall in Bezug auf die übrigen Hauptartikel des christlichen Glaubens. Nicht als ob er sich irgendwie in Gegensatz zu denselben stellte. . . . Aber die großen christlichen Gedanken von Veröhnung und sündenvergebender Gnade Gottes in Christo kommen ebensowenig zur Geltung, als auch sonst die eigentlichen Mysterien des christlichen Glaubens. Die religiöse Weltanschauung des Dichters ist unzweifelhaft auf dem Boden des Rationalismus erwachsen, . . . dem der Sinn für die eigentlichen Tiefen der christlichen Lehre stets gefehlt hat. Außerdem müssen wir auch zugeben, daß gerade die innere Herzensstellung zu den Heilswahrheiten des christlichen Glaubens nur schwer zum Gegenstand der Darstellung eines Romanes gemacht werden kann. Es liegt da immer die Gefahr nahe, daß diese zarten und feinen Dinge als zur Schau getragen erscheinen, und dann ziehen sie nicht an, sondern stoßen ab. Darum ist es selbst für einen spezifisch christlichen Romanstreiber ratfamer, zu zeigen, wie seine Helden sich

als Christen in ihrem Leben und Wandel bewahren, als zu viel über ihre christlichen Empfindungen zu reden. Von der Bewahrung des christlichen Glaubens im Leben haben wir aber in unserem Romane gar herrliche Proben.“ . . . „Dem-entsprechend ist nun auch die Stellung, die der Dichter zur Kirche, ihren Dienern und Einrichtungen einnimmt. Hier befinden wir uns freilich auf einem Gebiete, auf welchem das Menschliche eine nicht geringe Rolle spielt. In der Kirche kann sich menschlicher Irrtum, menschliche Torheit und menschliches Verderben finden, und wo es zu finden ist, dort muß es auch gerügt werden. Deswegen übt der Dichter in dieser Beziehung Kritik, aber doch nur eine schonende, wohlwollende Kritik. Selbstverständlich ist ihm Heuchelei zuwider. Auch ist er der Orthodogie und dem Pietismus nicht hold. Darum eifert er ein wenig über die Art, wie in Mecklenburg die kirchlichen Angelegenheiten behandelt werden . . . Wie anerkennend ist er dagegen für alles Gute, das die Kirche den Menschen bringt, und mit welcher Verehrung spricht er über die Diener der Kirche, welche ihres Amtes in rechter Treue und Liebe warten.“ So meint denn der Verfasser zum Schlusse, Fritz Reuter als Bundesgenossen im Kampfe gegen den Unglauben begrüßen zu dürfen. „Wir wissen, daß Reuter mit seinen Schriften nicht dem gottentfremdeten und sittenlosen Weltgeiste hat dienen wollen oder gar das Heilige in den Staub ziehen. Nein, er hat an seinem Teile auch gearbeitet an der sittlichen Erneuerung unseres Volkes und an der Wiedergeburt Deutschlands.“ Im Anschluß an die letzten Worte Bärwinkels möge man noch Glagau (2. A. S. 360) hören: „Reuters Dichtungen schweben nicht in der Luft, spielen nicht überall und nirgends, sondern auf deutscher Erde, in deutschen Gauen; seine Helden sind nicht Griechen und Römer, nicht Ausländer oder Weltbürger, sondern dem deutschen Boden erwachsen, deutsche

Landeskinder; seine Gesinnung und seine Zwecke, sein Stil und sein ganzes Wesen sind durch und durch deutsch. Den 1866 wieder erwachenden Hoffnungen, dem seit 1870 so mächtig anschwellenden Selbstbewußtsein des deutschen Volks hat Fritz Reuter schon vorher in seinen Schriften Ausdruck und Nahrung gegeben — als noch Uneinigkeit und Zerfahrenheit, Kleingläubigkeit und Gleichgültigkeit bei uns herrschte.“

In der Stromtid zeigt sich der Humor Reuters, der von vielen für den größten deutschen Humoristen gehalten wird, das „unter Tränen Lachen“ am glänzendsten. Auf die verschiedenen Darstellungsmittel des Humors, deren sich Reuter bedient, wird in den folgenden „Erläuterungen“ mehrfach aufmerksam gemacht werden. Paul Vogel hat besonders auf den Kontrast (S. 4. 5. 6. 8. 10. 13. 15) und auf die Vergleiche (S. 31 ff.) hingewiesen. Carl Weitbrecht (Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts II 75 f.) meint sogar, „aus den ersten Kapiteln der ‚Franzosen tid‘ und der ‚Stromtid‘ könnte man eine ganze ästhetische Theorie des humoristischen entwickeln, ohne daß man viel anderswoher hinzubringen müßte.“

Carl Weitbrecht (a. a. O. S. 76) geht auch auf die Sentimentalität ein, die man Reuter vorgeworfen hat. Er sagt mit Recht, daß sie sich an manchen Stellen der Stromtid nicht ganz wegleugnen lasse, und fügt dann hinzu „aber da hat man es eben mit den Teilen des Werkes zu tun, die aus der ursprünglichen hochdeutschen Romananlage stammen — hier hatte der Dichter seinen überlegenen Humor noch nicht als Schriftsteller gefunden.“ Mit der hochdeutschen Urgestalt der Stromtid, einem Bruchstück, das je . . . in gewissem Sinne einen harmonischen Abschluß gewährt und das wahrscheinlich im Winter 1844/45 entstanden ist, hat uns Gaedertz (Fritz Reuter - Reliquien S. 195 ff.) im Umriß und auch in einer größeren Probe,

„Eine Luftballonfahrt durch Mecklenburg“, bekannt gemacht. Danach ist die Urform zu zwei Dritteln hochdeutsch; Plattdeutsch reden nur die Tagelöhner, Hofsungen und Mädchen, sowie der Inspektor und Tribdelsitz im Gespräche mit den Leuten; außerdem ist das Wisingisch vertreten, das der Dorfschullehrer im Munde führt, dem zum Teil das eigentümliche Gebaren Bräsiges, der nicht austritt, anhaftet. „Wie die Zahl der Personen eine weit geringere, so ist auch dementsprechend der ganze Rahmen enger, die Handlung kleiner, Zeit und Ort kürzer und begrenzter . . . Stellenweise ist die Urgestalt mit mehr Feuer und Leidenschaft verfaßt und reißt auch den phlegmatischsten Leser unaufhaltsam mit sich fort; ähnlich wie etwa — Schillers Räuber. Ja, nur ein Jugendwerk oder besser nur ein Erstlingswerk haben wir hier vor uns! Aber entgegentritt uns darin schon der ganze Fritz Reuter. Nicht nur in allen seinen Vorzügen, der unübertrefflichen Darstellung tieferster, tragischer Verhältnisse und Zustände, sowie hochkomischer durch gesunden Humor herzerfreuender Episoden und Vorfälle, sondern auch in seinen Schwächen. Denn wie in der Stromtid die Vornehmen mitunter selbstjam steif und akademisch erscheinen, so ebenfalls in der Urgestalt.“ Aus der letztern hat Reuter manches in seine Dichtung übernommen; „ja, häufig sind die Sätze fast wortgetreu aus dem Hochdeutschen ins Plattdeutsche einfach übertragen worden.“

So wird auch die hie und da sich bemerkbar machende Sentimentalität aus der hochdeutschen Urgestalt in das plattdeutsche Werk eingedrungen sein, wo sie noch weniger am Plage war. Sie dürfte auf Reuters englische Lieblingsschriftsteller zurückzuführen sein, die für Einzelheiten als Quellen anzusehen sind. Da ist zunächst Oliver Goldsmith zu nennen, an dessen „Landprediger von Wakefield“ z. B. die Schilderung des Pastorhauses in der Stromtid erinnert. Reuter erwähnt dieses Buch schon in

einem Briefe aus Dömitz vom 19. Oktober 1839 (Engel, Briefe II 142) und las es mit seinen Schülern als Privatlehrer in Treptow (Römer S. 83). Sodann wissen wir, daß Reuter in Thalberg, wo wahrscheinlich die hochdeutsche Urgestalt der Stromtid entstanden ist, sich viel mit Walter Scott und Boz-Dickens beschäftigte (Wilbrandt in der Neuen Volksausgabe I 26; vgl. auch Römer S. 57). Und aus Neubrandenburg, wo er die plattdeutsche Stromtid eben begonnen hatte, schrieb er unterm 20. Dezember 1862 an Dr. Dörr in Elbing (Neue Volksausgabe VIII 282): „ . . . Mehr aber noch habe ich mich geirent darüber, daß wir uns in zwei Punkten als Freunde und Gleichgesinnte begegnen, einmal in der Verehrung von Walter Scott, der von allen Schriftstellern der Welt und der Zeiten den größten Einfluß auf mich ausgeübt hat, und zweitens in der Liebe zur plattdeutschen Sprache. Sie ist's eigentlich, der Ihr mir gespendetes Lob zusallen sollte; ihren Vorzügen verdanke ich meine Erfolge.“

Die Personen im ersten Teil von Reuters Stromtid und ihre Urbilder.

I.

Bräsig.

„Von allen Personen erregt Bräsig das größte Interesse; und zwar ist es ein Interesse, das den Leser weder vorwärts noch rückwärts blicken läßt, ihn völlig in Anspruch und gefangen nimmt. Auch spielt Bräsig in dieser Geschichte die Hauptrolle; er ist die Triebfeder, welche alles andere in Bewegung setzt und immer wieder den Anstoß gibt; die Unruhe, welche nie feiert, sondern ewig geschäftig ist . . . Er ist ein Held vom echten Humor, der sich seiner ganzen Umgebung weit überlegen zeigt, ein Vollblutsmensch, der geradezu entzückt und begeistert. Eine Gestalt von solchem Saft und solcher Fülle hatte unsere Literatur bisher noch nicht aufzuweisen; daher ist Zacharias Bräsig Fritz Reuters größte Tat . . .“ (D. Slagan, Fritz Reuter und seine Dichtungen, neue Aufl. 1875 S. 311 u. 323.) „Diese vollkommenste Schöpfung Fritz Reuters zählt zu den großen komischen Helden, welche in der gesamten Literatur aller Völker eine so kleine Schar bilden. Nach dem Werte seiner Schöpfung wird er unstreitig eine Stelle in der Universal-literatur einnehmen, nach der Wirkung auf die deutsche Nationalliteratur beschränkt bleiben, weil der unübertragbare Reiz des Missingschen in seiner Redeweise einen wesentlichen Zug in der Komik desselben ausmacht . . . Das, wodurch Onkel Bräsig so schnell berühmt geworden und vorzugsweise den Meister, der ihn geschaffen, berühmt gemacht hat, ist in erster Linie freilich die vollendete Plastik, vermöge deren er jedem eine deutliche und unvergeßliche Gestalt wird. Das aber, was